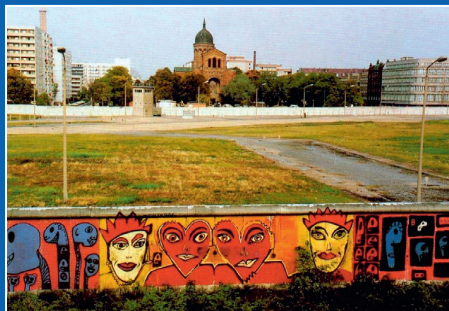
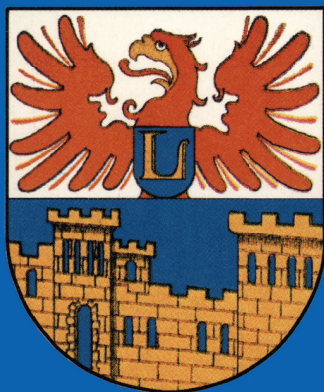


# Die Luisenstadt

## Geschichte und Geschichten über einen alten Berliner Stadtteil



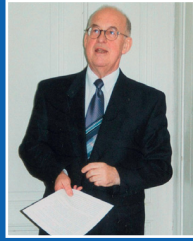
Edition Luisenstadt

Reprint der Ausgabe von 1995

Wiederaufgelegt vom  
Bürgerverein Luisenstadt e. V.

## Dr. Frank Eberhardt

hat in der früheren DDR auf dem Gebiet der Mineralogie promoviert. Sein Interesse über den Beruf hinaus galt vor allem der Stadtgeschichte Berlins.



Nach der Wiedervereinigung gründete er mit anderen Gleichgesinnten aus Ost und West 1991 den Luisenstädtischen Bürgerverein e.V.. Durch ihn sollten Anwohner von beiden Seiten der früheren Mauer zusammengeführt werden.

Als Historiker hat Frank Eberhardt viele Beiträge für historische Fachzeitschriften verfasst.

Er leitete den Bürgerverein Luisenstadt bis zu seinem Tod 2002.

Dieser Reprint ist Frank Eberhardt gewidmet.

## Abbildungen auf der Titelseite

Oben links

Wappen der Luisenstadt

Oben rechts

St. Michaelkirche und Engelbecken am Luisenstädtischen Kanal, 1858, Stahlstich von L. Oeder

Mitte links

Das Engelbecken in den 80er Jahren

Mitte rechts

Abbau der Mauer vor der St. Thomaskirche, 1990

Unten rechts

Wiederherstellung des Engelbeckens 1999/2000



© Bürgerverein Luisenstadt, 2017  
[www.Buergerverein-Luisenstadt.de](http://www.Buergerverein-Luisenstadt.de)

Fotos: Archiv Bürgerverein · L. Maroldt; Andreas Labes  
Scan und Umschlaggestaltung: Ralph Bauer

# Die Luisenstadt

Geschichte und Geschichten  
über einen alten Berliner Stadtteil

Frank Eberhardt  
Stefan Löffler  
und andere

 Edition  
Luisenstadt

**Autoren:**

Helgard Behrendt, Heinz Buske, Hans Czihak, Maria Curter, Frank Eberhardt (Gesamtredaktion), Bernd Fischer, Klaus-Jürgen Fischer, Horst Fritzsche, Carl-Heinz Hertel, Achim Hilzheimer, Stefan Löffler, Wulf-Ekkehard Lucke, Franz Marczok, Heinz-Günther Meyer, Winfried Morgenstern, Elke Müller, Manfred Nöbel, Rudi Scheutzow, Willi Schmelich, Peter Spahn, Gunnar Udke, Kurt Wernicke

Berlin 1995

© Edition Luisenstadt

Satz, Druck und Verlag: Luisenstädtischer Bildungsverein e. V.  
Neue Schönhauser Straße 8, 10178 Berlin

Redaktionsschluß: November 1993

Redaktion: Frank Eberhardt

Layout und Typographie: Ute Härtig

ISBN 3-89542-023-9

DM 19,80

## Inhaltsverzeichnis

Vorwort .....	9
Von der „Myrica“ zur Großstadt – Kurzer Abriß der Geschichte der Luisenstadt .....	11
Die ersten Kirchen der Vorstadt .....	22
Die Luisenstadt-Kirche .....	22
Friedemann Bach in der Luisenstadt? .....	25
Die „Melonenkirche“ – Zur Geschichte der französischen Luisenstadt- Kirche in der Kommandantenstraße .....	30
Die schwere Geburt einer Kirche – Die St.-Jacobi-Kirche in der Oranien- straße .....	35
Vom Friedhof zur Grünanlage – Der Waldeckpark .....	37
Der Luisenstädter Kirchhof am Südsterne .....	40
Straßen und Manufakturen .....	43
Vor den Mauern des alten Berlin – Die Alte Jakobstraße .....	43
Gewerbe in der Luisenstadt .....	46
Die Dresdener – Glanz und Elend einer Straße .....	51
Vom Gemüsegarten zur größten Baumschule der Welt – Die Gärtnerfamilie Späth .....	54
Weiße Kacheln und roter Backstein – Der Ofenbauer TOBIAS CHRISTOPH FEILNER .....	59
Kattune aus der Köpenicker Straße in alle Welt – Der Kattunfabrikant JOHANN FRIEDRICH DANNENBERGER .....	62
Und in der Mitte der Kanal . . . ..	65
Arbeitsbeschaffung in Krisenzeiten – Die Geschichte des Luisenstädtischen Kanals .....	65
Armenpflege tut not .....	72
Der Stadtteil wächst – Zur Entstehung und Benennung der Straßen .....	77
Vom konservativen Gesundheitszentrum zur Kulturnische – Das Diakonissen- haus Bethanien .....	82
Fontane als Lehrmeister .....	88

Ein Stadtteil mausert sich .....	90
„Die schönste Straße auf der Luisenstadt...“ .....	90
Konkurrenz belebt das Geschäft – Die englische und die städtische Gasanstalt vor dem Halleschen Tor .....	92
Gerstensaft aus der Jakobstraße .....	95
Der neue Müllschmelzofen .....	97
Bolles Eisfabrik .....	100
Zwei Gewerbehöfe in der nördlichen Luisenstadt .....	102
Patentgeschichte in der Luisenstadt .....	105
Moderne Technik aus der Luisenstadt – Staubsauger „Richmond“ .....	109
 Honoratioren der Luisenstadt .....	 111
Ein Pfarrer schreibt und macht Geschichte – J. F. Bachmann .....	111
Im Dienste für das Wohl der Gemeinde – Heinrich Eduard Kochhann .....	115
„Man sieht den Magistrat vor lauter Runge nicht“ – Ein Lebensbild des Stadtkämmerers von Berlin .....	121
Wie kommt man zu einer Ehrenbürgerschaft? Paul Langerhans – ein Ehrenbürger ohne Orden .....	126
 Die Casernements .....	 130
Kasernen in der Luisenstadt .....	130
Ein Schmuckkästchen für die Gardeponiere .....	136
Die Pfuelsche Schwimmanstalt .....	138
„Ad Exercitium“ in der Exerzierhalle .....	139
 Die Moritzplatzkrawalle und andere Geschichten .....	 141
Sonntagsschule in der Luisenstadt .....	141
Die „Moritzplatz-Krawalle“ – Berliner Mieterprotest 1863 .....	149
Bockbier und Bockwurst .....	156
Bendix im „Wurschkessel“ .....	158
Schulmuseen in der Luisenstadt .....	159
 Groß-Berlin entsteht .....	 163
Bis früh um fünf... – Profil eines Theaters in der Luisenstadt .....	163
Die rote Burg am Engelufer – Die Geschichte des ersten Berliner Gewerkschaftshauses .....	169
Die erste Teilung der Luisenstadt .....	172
„Brandenburgisches Venedig“ – Die Brücken der Luisenstadt .....	176

Franz Biberkopf in der Luisenstadt .....	179
Arthur Werner und seine Schinkel-Akademie .....	183
Bomben und Granaten – das Ende? .....	186
<b>Geteilt und vereint .....</b>	<b>189</b>
Bausünden beim Wiederaufbau .....	189
Die MAUER .....	191
Der Ost- und der Westberliner Michael .....	197
Die Entscheidung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm: Entschädigung statt Rückgabe! .....	200
Verkehrslärm und Umweltschmutz in der Brückenstraße .....	201
<b>Die absonderliche Geschichte von Denkmälern .....</b>	<b>204</b>
Von den Wanderungen eines Denkmals – Das Schulze-Delitzsch-Denkmal ..	204
Die drei Leben des Berliner Feuerwehrdenkmals .....	208
<b>Die Kultur des Anderen .....</b>	<b>214</b>
Menschenlandschaft in Kreuzberg .....	214
Alles fängt immer irgendwie an .....	217
Die „Schokofabrik“ – Das Frauenstadtteilzentrum Kreuzberg .....	217
Deutschland in einem europäischen Haus – Ausländer in einem deutschen Haus! .....	219
<b>Unter dem Druck der City – Fragen zur Zukunft der Luisenstadt ....</b>	<b>222</b>
<b>Fußtouren .....</b>	<b>226</b>
Spuren der Luisenstadt .....	226
Von Kirche zu Kirche in der Luisenstadt .....	232
Der Luisenstädter Kirchhof am Südstern .....	238
Vom Urbanhafen zur Schillingbrücke .....	244
Rund um den Mariannenplatz .....	250
Die „Cöpenicksche“ – Vom Schulze-Delitzsch-Platz zum Schlesischen Tor ..	256
Gewerbehöfe in der Luisenstadt .....	262
Vom Görlitzer Bahnhof zur Jannowitzbrücke .....	268
Kreuzberg einmal anders – Impressionen links und rechts des Landwehr- kanals / Teil 1 .....	274
Kreuzberg einmal anders – Impressionen links und rechts des Landwehr- kanals / Teil 2 .....	280

Anhang .....	287
Personenverzeichnis .....	287
Objektverzeichnis (Ausgewählte Objekte) .....	290
Quellen und Literaturhinweise .....	298
Bildnachweis .....	300



## Vorwort

Die Wiedervereinigung Berlins lenkt den Blick wieder stärker auf Gemeinsamkeiten, die sich historisch herausgebildet haben und damit Grundlage gemeinsamer Interessen sind. Dazu zählt auch die Geschichte jener Berliner Stadtteile, die durch die Mauer jahrzehntelang getrennt wurden.

Die Luisenstadt ist ein alter Berliner Stadtteil, der zwischen den 1920 neugebildeten Verwaltungsbezirken Kreuzberg und Mitte aufgeteilt und schließlich nach 1945 durch eine Staatsgrenze getrennt wurde. Der Begriff „Luisenstadt“ erlebte bereits vor dem Fall der Mauer in Kreuzberg eine Renaissance, wurde in der Literatur und von Stadtplanern auch in der heutigen Zeit für den zutreffenden Teil Kreuzbergs angewandt.

Nach der Wende wurde der Name auch von den Luisenstädter Bürgern des Stadtbezirkes Mitte bereitwillig aufgenommen und Grundlage gemeinsamer Aktionen mit den benachbarten Kreuzbergern.

Das Buch soll über die gemeinsame Geschichte eine Bindung zwischen den Bürgern dieses Stadtteils erreichen, das Heimatgefühl stärken und helfen, Widersprüche aufzuheben.

Eine lockere Folge von Geschichten verschiedener Autoren gibt Einblicke in die Vergangenheit bis in unsere Tage. Die Geschichte von alten Straßen und Häusern, die Ereignisse um Personen und Denkmäler zeugen von Bürgerbewußtsein und Bürgeraktivitäten, von Fortschritten und Rückschlägen, von Aufbegehren und Sichfügen. Die unterschiedliche Handschrift der vielen Autoren ist gewollt. Sie soll die Vielfalt der Geschichten wie des Lebens in der Luisenstadt unterstreichen.

Um dem Leser Gelegenheit zu geben, Schauplätze der Geschichte in Augenschein zu nehmen, wurden 10 Fußtouren als Anhang beigefügt. Die meisten dieser Fußtouren verbinden die Bezirke Kreuzberg und

Mitte und tragen damit dem Anliegen des Buches Rechnung. Unsere schnellebige Zeit führte jedoch dazu, daß einige der angeführten Objekte nicht mehr oder nicht mehr an der beschriebenen Stelle existieren. Da auch sie inzwischen Bestandteil der Geschichte sind, wurden sie nicht gestrichen.

Allen Autoren sowie dem Luisenstädtischen Bildungsverein e.V. sei an dieser Stelle für die Erlaubnis gedankt, Ergebnisse unveröffentlichter wie veröffentlichter Arbeiten zur Luisenstadt hier zu einer Stadtteilgeschichte zusammenzuführen.

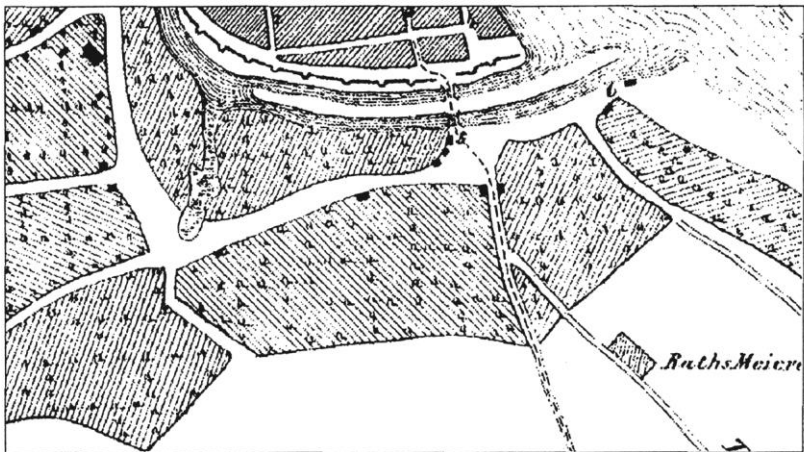
Frank Eberhardt

## Von der „Myrica“ zur Großstadt – Kurzer Abriss der Geschichte der Luisenstadt

Frank Eberhardt und Stefan Löffler

Eine Gärtnerin mit ihrer Tochter, den Rechen über der Schulter und in der Hand einen Strauß Blumen – dieses Sinnbild für die Luisenstadt ziert die Titelseite des Buches „Physiologie Berlins“ von 1846. Diese Darstellung war sehr treffend gewählt. Zu jener Zeit beherrschten Äcker, Wiesen und Gärtnereien das Bild des Stadtteils, der damals von den Berlinern als Ausflugsgebiet geschätzt wurde.

Seit 1261, als die Stadt Köln die „Myrica“, eine wüste, buschige Gegend südlich vor ihren Toren, erwarb, siedelten hier Ackerbürger. Sie verwandelten den sandigen Boden in Acker- und Weideland. Allmählich entstand eine Vorstadt mit zwei bedeutenden Straßen: dem Rixdorfer Damm (später Dresdener Straße), einem alten Heerweg über Mittenwalde nach Cottbus und Dresden, sowie der Köpenicker Straße, dem Verbindungsweg nach Köpenick. Hier in unmittelbarer Nähe der Spree lagen Holzmärkte und eine Meierei. Von den ersten Bewohnern dieser Vorstadt gibt es kaum noch Spuren. Gebäude und Erinnerungen an die ersten Jahrhunderte der Besiedlung fielen dem Brand zum Opfer, den der Berliner Statthalter Graf von Schwarzenberg im Jahre 1641 aus Furcht vor schwedischen Überfällen legen ließ. 108 Häuser von Privatpersonen wurden in Schutt und Asche gelegt; der Schaden betrug über 42 000 Taler. Die Siedlung war wieder eine Wüstenei geworden.



Vor dem Köpenicker Tor um 1650

Die Vorstadt erholte sich nur schwer von ihrem Mißgeschick. Hinzu kam, daß der nördliche Teil in den Jahren 1658 bis 1683 mit Festungsbauten überzogen wurde. Bastionen, Wall und Festungsgraben trennten Kölln von seiner Vorstadt, nur das Köpenicker Tor bot einen Durchlaß. Erst allmählich ließen sich wieder Menschen, darunter Zugewanderte, nieder. Unter ihnen waren seit 1686 französische Glaubensflüchtlinge, die den Gartenbau zu neuer Blüte führten und damit die Gegend wesentlich prägten. Darunter waren auch Reformierte aus dem Fürstentum Orange. Nach ihrer Heimat wurde später die Oranienstraße benannt.

Die steigende Einwohnerzahl innerhalb der Festungsmauern brachte es mit sich, daß vor dem Köpenicker Tor an der Alten Jakobstraße im Jahre 1686 ein neuer Friedhof für die Petrigemeinde angelegt werden mußte. Acht Jahre später wurde daneben die Sebastianskirche als erste Kirche für die Vorstadt errichtet. Aber auch die gerade eingewanderten Hugenotten erhielten 1700 eine eigene Kapelle in der heutigen Kommandantenstraße.

Im Jahr 1701 wurde den Berliner und Köllner Vorstädten das Bürgerrecht erteilt; damit waren ihre Einwohner den Bürgern der Stadt gleichgestellt. Aus diesem Anlaß überreichte Königin Sophie Charlotte der Köllnischen Vorstadt eine Bürgerfahne, die als teures Kleinod in Ehren gehalten wurde. Zu dieser Zeit wohnten etwa 1 000 Menschen in der Vorstadt; 1726 waren es schon fast 4 500.

In den folgenden Jahrzehnten kam ein erster Aufschwung für die Vorstadt, die seit 1710 Teil der Stadtgemeinde war. Zwar dominierten weiterhin Äcker, Wiesen und Gärten, der nördliche, nahe der Spree gelegene Teil veränderte sich jedoch grundlegend. Eine Meierei, eine Schäferei und Holzplätze wurden angelegt. An der Lindenstraße, die die Köllnische Vorstadt von der weiter entwickelten Friedrichstadt abgrenzte, erbaute Philipp Gerlach 1734 das noch heute stehende „Kollegienhaus“ für das preußische Kammergericht (heute Berlin-Museum). Zwischen 1734 und 1737 wurden die inzwischen nutzlos gewordenen Festungsbauten geschleift. Die dafür errichtete Zoll- und Akzisemauer wurde weit außerhalb der Stadt entlang dem Landwehrgraben gezogen und umschloß eine große, noch unbebaute Fläche. Drei Tore, das Hallesche Tor am Rondell (heute Mehringplatz), das Kottbusser Tor an der Dresdener Straße und das Schlesische Tor an der Köpenicker Straße ermöglichten den Verkehr mit der näheren und weiteren Umgebung. Mit dem Material der Festungswerke wurden die Vorstadtstraßen aufgeschüttet und befestigt.

Ein Zeitgenosse gab damals folgende Beschreibung:

„Zur Rechten von der Kirche sieht man fast nichts als Gärten und Häuser, so sich ziemlich weit erstrecken, weil der Boden sich sehr gut zum Ackerbau schickt. Wendet man sich zur linken Hand nach der Spree, so erblickt man daselbst gleich-

## Und in der Mitte der Kanal . . .

---

### Arbeitsbeschaffung in Krisenzeiten – Die Geschichte des Luisenstädtischen Kanals

Stefan Löffler

Wenn man durch die Straßen jener Teile von Mitte und Kreuzberg geht, die bis 1920 die Luisenstadt bildeten, so erinnert nichts mehr daran, daß hier einmal ein Kanal existiert hat. Ältere Mitbewohner erinnern sich vielleicht daran, daß die Gegend von einem breiten Kanal durchschnitten wurde. Das träge Wasser und die Baumreihen an den Ufern bildeten einen Ruhepol zu der Enge und Hektik des Lebens in der Großstadt, noch dazu in einem Kiez, der wegen seiner Mietskasernen in Berlin berüchtigt war.

Dem aufmerksamen Spaziergänger wird jedoch nicht entgehen, daß sich mitten durch Kreuzberg ein Grünzug erstreckt, der am Urbanhafen beginnt und in nördlicher Richtung bis zum Engelbecken verläuft. Er setzt sich rechterhand fort, läuft halbkreisförmig der Spree zu und endet an der Schillingbrücke. Bis Anfang 1990 befanden sich hier die Sperranlagen der Mauer. Wenn man diese 2,2 km lange Strecke entlangläuft, so folgt man genau dem ehemaligen Luisenstädtischen Kanal von seinem Beginn am Landwehrkanal bis zur Einmündung in die Spree.

Die Idee, in der Luisenstadt einen Kanal anzulegen, entstand im Zusammenhang mit den Plänen zur Bebauung des Köpenicker Feldes in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts.

Der Zustrom von Menschen nach Berlin erforderte, die Gebiete innerhalb der Stadtmauer, darunter auch die der Luisenstadt, die noch landwirtschaftlich genutzt wurden, für die Ansiedlung von Menschen und Gewerbe zu nutzen.

Deshalb wurden von seiten des Magistrats wie auch der preußischen Staatsregierung Pläne zur Bebauung dieses Gebietes in Auftrag gegeben.

Ein erster Plan wurde von Schmid 1825 erarbeitet. In ihm taucht erstmalig ein in der Mitte des Planungsgebietes nord-südlich verlaufender Kanal auf. Drei Gründe sprachen für ein solches Bauwerk:

Erstens war eine Entwässerung des feuchten Niederungsgebietes des Köpenicker Feldes und, noch viel wichtiger, die Ableitung des Abwassers aus den Rinnsteinen erforderlich, da es noch keine Kanalisation gab. Ein gutachterliches Schreiben von K. F. Schinkel zum Kronprinzenplan von 1835 dazu: „Für die zu bebauende große

## Ein Stadtteil mausert sich

---

### „Die schönste Straße auf der Luisenstadt ...“

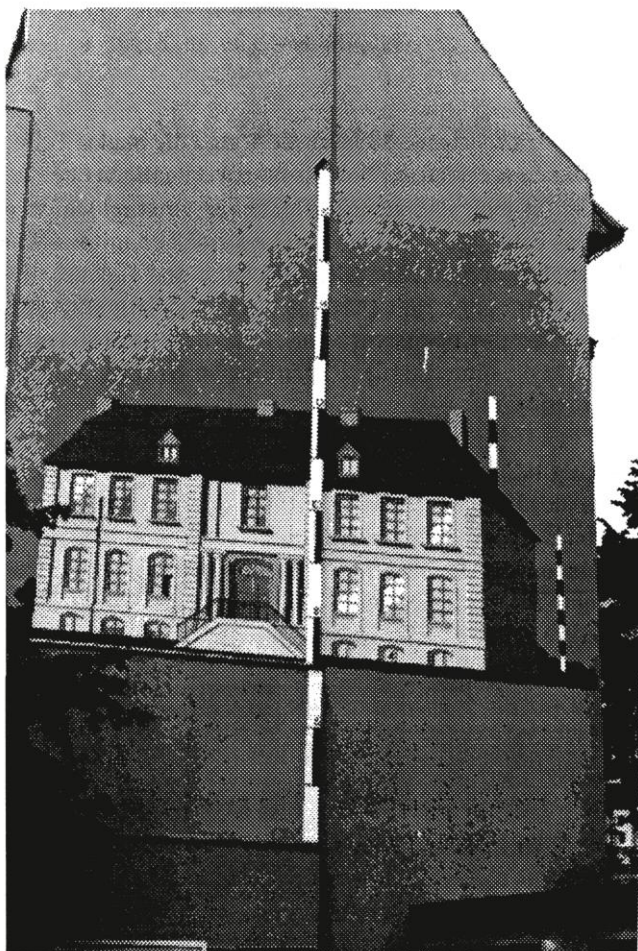
Frank Eberhardt

„Die schönste Straße auf der Luisenstadt ist unstreitig die Cöpnicker, die von der Neuen Jacobstraße an über das Feld, mit der Spree gleichlaufend, bis an das Schlesische Thor führt, ursprünglich die Heerstraße nach Cöpnick war und daher noch heute ihren Namen hat“, so schrieb J. F. Bachmann 1838 in seinem Buch „Die Luisenstadt“. Bereits 1589 ließ Kurfürst Johann Georg diese Straße zu seinem neugebauten Jagdschloß in Köpenick anlegen. Die häufigen Überschwemmungen durch die Spree verhinderten lange eine Bebauung. Vorwiegend Holzplätze erstreckten sich zur Spree, Gärtnereien befanden sich auf der anderen Straßenseite. Erst nach 1850 erfolgte eine durchgängige Bebauung. Die Bomben des Zweiten Weltkrieges und der Bau der Mauer schlugen tiefe Wunden.

Als der „Neue Damm“ vor 400 Jahren angelegt wurde, diente er nicht nur den Kurfürsten als Weg zum Köpenicker Jagdschloß, auch Kaufleute und Soldaten brauchten die Straße. Sogar literarisch wurde sie gewürdigt: Theodor Fontane, der die Luisenstadt gut kannte, läßt in seinem Roman „Frau Jenny Treibel“ den jungen Sohn des Hauses „von der elterlichen Wohnung aus die zu so früher Stunde noch wenig belebte Köpenicker Straße hinunter (reiten), erst an seines Bruders Villa, dann an der alten Pionierkaserne vorbei“. Damals war sie eine Straße, in der vorzugsweise wohlhabende Bürger, Fabrikanten und Handwerker wohnten. Zwischen Spree und Straße lagen Holzmärkte: der königliche, der Magistrats- und der Stabholzmarkt. Auf der anderen Straßenseite befanden sich Gärtnereien. Die bekannteste war sicherlich die Späthsche, die bis 1890 in der Köpenicker Straße existierte, ehe sie wegen Platzmangels nach Baumschulenweg verlegt wurde. Reiche Bürger der Stadt besaßen hier auch prachtvolle Gärten, wie der Textilindustrielle Sieburg, dessen Garten sich von der Köpenicker bis zur Rungestraße erstreckte, oder auf der gegenüberliegenden Seite der Lustgarten des Potsdamer Baudirektors Schulze. Der prächtigste war jedoch der Itzigsche Garten kurz vor dem Schlesischen Tor, bereits 1761 von dem Bankier Daniel Itzig angelegt. Als der Fiskus 1870 dieses Grundstück erwarb, wurden alle Bäume abgeholzt und eine Kaserne errichtet. Es war nicht die einzige Kaserne an der Köpenicker Straße. Zwischen Pückler- und Zeughofstraße befanden sich an der Spreeseite das Heeresproviandamt, ein 1864/65 erbauter Körnerspeicher mit Mühle und Brotbäckerei für die Berliner Soldaten, ein 1767 errichtetes „Casernement“ für das von Pfuelsche Regiment, ein 1877 von J. Boumann errichtetes Montierungsmagazin (von dem die gegenüberliegende Straße den Namen Zeughof-

straße trägt) und eine Kaserne der Gardepioniere. Auf der Rückseite des Montiermagazins richtete General von Pfuel 1817 eine Militär-Schwimmanstalt ein, die bis 1931 in Betrieb war. Aber auch die gegenüberliegenden Grundstücke waren nicht „ohne“. Dort, wo heute die Gebäude von DeTeWe (Deutsche Telephonwerke AG) stehen, befand sich die Militär-Telegraphenbau-Schule.

Genug des Militärs – nichts davon ist in dieser Straße geblieben.



*Ehemaliges Itzigsches Landhaus – Wandbild Köpenicker Straße 186–188*

## **Die Moritzplatzkrawalle und andere Geschichten**

---

### **Sonntagsschule in der Luisenstadt**

**Hans Czihak**

Obwohl in Berlin bereits seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts die gesetzliche Verpflichtung bestand, Kinder mit dem sechsten Lebensjahr zur Schule zu schicken, scheiterte das besonders in den Armenbezirken daran, daß die Eltern das geforderte Schulgeld nicht zahlen konnten. Dazu kam, daß viele Kinder zum Unterhalt der Familie beitragen mußten, indem sie in Fabriken und Werkstätten usw. arbeiteten. Man sprach 1834 von ca. 34 Prozent der Kinder zwischen 6 und 13 Jahren, die so keinerlei Unterricht erhalten konnten.

Die inzwischen eingerichteten Erwerbsschulen als Armenunterrichtsanstalten konnten, da dort nach einem langen Arbeitstag am Abend Unterricht erteilt wurde, nicht alle Armenkinder erfassen, da viele von ihnen auch zu dieser Zeit noch arbeiten mußten. Da städtische Behörden zur Abhilfe dieses Mißstandes erst später gebildet bzw. aktiv wurden, entfalteten verschiedene Wohltätigkeitsvereine Aktivitäten zur Milderung der Situation.

Wenn die Verfasser der „Schulgeschichte in Berlin“ (W. Lemm u.a.) die Einrichtung von Sonntagsschulen in die Jahre 1849/50 datieren, so kann diese Auffassung auf der Grundlage des Aktenmaterials des Landesarchivs Berlin korrigiert werden. Denn schon früher gab es in der Luisenstadt einen Verein, der sich um die Bildung seiner Bürger sorgte. Die Bildung richtete sich auf einen ganz bestimmten Personenkreis: auf solche Kinder, die aus Geldmangel der Eltern und weil sie arbeitend zum Unterhalt der Familie beitragen mußten, nicht in der Lage waren, andere (Gemeinde- oder private) Schulen zu besuchen.

Man sprach damals von etwa 400 schulfähigen Armenkindern in der Luisenstadt, wovon mehr als ein Drittel keinen Schulunterricht erhielt. Schon vorhandene Sonntagsschulen waren nur für Handwerkslehrlinge und Gesellen, die gewöhnlich das 14. Jahr überschritten hatten, bestimmt. So war es eine lohnende Aufgabe, den Kindern zu helfen. Eine Konferenz aller Armenkommissionen im 13. Polizeirevier führte im April 1825 zur Bildung des „Luisenstädtischen Wohlthätigkeits-Vereins“.

Vorzüglicher Zweck des Vereins war, wie das Statut festlegte, Unterricht, Erziehung, Ausbildung und „Forthülfe“ der Armenkinder in der Luisenstadt, „um dadurch die Quelle der Armut und der Unsittlichkeit mehr zu mindern“, als das bis dahin



## Die „Moritzplatz-Krawalle“ – Berliner Mieterprotest 1863

Kurt Wernicke

In der Mitte der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts erlaubte die Lage auf dem Wohnungsmarkt den Hausbesitzern und Vermietern in Berlin, unverschämte Mietkontrakte zu verlangen. Unverhüllt wurden Anlässe für Exmittierung vor Ablauf des Mietverhältnisses geschaffen, um dafür willfähigere und zahlungskräftigere Mieter einziehen zu lassen. Der intime Kenner der lokalen Verhältnisse Friedrich Saß konstatierte 1846: „Die abscheulichste, die offenbarste Brutalität des Egoismus steckt sich hinter die Form des Rechts und zwingt der durch die Not getriebenen und unvorsichtig gemachten Armut die Anerkennung der niederträchtigsten Willkür auf.“

Mit der neuen Phase der industriellen Revolution in den fünfziger Jahren war ein explosionsartiges Anwachsen der Bevölkerung in Berlin verbunden. Die bereits in den vierziger Jahren fühlbare Wohnungsnot vergrößerte sich zusehends. Sie wurde von den Hausbesitzern kräftig ausgenutzt. Die Mieter sollten zu rechtlosen Abhängigen gemacht werden, so daß man in den sechziger Jahren direkt von einem „Wohnungsfeudalismus“ zu sprechen begann.

Da die Mietverträge allgemein mit Quartalsende ausliefen, waren um diese Zeit immer Tausende von Wohnungsuchenden mit ihren Habseligkeiten auf den Straßen unterwegs – ein Brauch, dem die davon Betroffenen wenig Geschmack abgewinnen konnten: 1861 wechselten 44,7 % aller Berliner die Wohnung, 1862 45,6 % und 1863 49,6 %. Weil die gutsituierten Schichten weit besser an ihren Wohnungen festhalten konnten, wird der Anteil der sozialen Unterschichten erheblich über diesen Durchschnittszahlen gelegen haben. Die bei den Umzügen entstehenden unzähligen Streitereien zwischen Mietern und Vermietern beschäftigten zunehmend die zuständigen Gerichte. Schon vorbeugend wurden darum erstmals zum 1. Juli 1863 vom Stadtgericht für die ersten drei Tage jeden neuen Quartals eine aus zwei Richtern bestehende „Ständige Deputation zur Schlichtung der in Umzugstagen vorkommenden Mietstreitigkeiten“ eingesetzt.

Welche Art von Hausbesitzerklagen gegen einen Mieter das Stadtgericht zu verhandeln hatte, belegt der Prozeß des Schneidermeisters Steffen, Besitzer des Hauses Oranienstraße 64 (dicht am Moritzplatz), gegen den gescheiterten Buchbinder und nunmehrigen Restaurateur Schulze. Letzterer hatte am 1. April 1862 Erdgeschoß und erste Etage in dem Haus für eine Jahresmiete von 400 Talern für fünf Jahre gemietet – wobei er aber schon ein Jahr später 450 Taler zahlen mußte. Im Mai 1863 klagte der Hauswirt gegen Schulze, weil dieser in seinen Räumen eine Gastwirtschaft mit Tanzsaal eingerichtet hatte, Wäsche in der Wohnung trocknete, einen Hund hielt,

Am 15. Mai 1945 befahl die sowjetische Militärverwaltung, in diesem Haus ein Notkrankenhaus einzurichten. Bereits am 22. Mai 1945 konnten die ersten 20 Kranken aufgenommen werden, am 19. Juni waren es schon 135. Dazu war vorher eine Riesearbeit geleistet worden. Ein Bericht aus dieser Zeit schildert folgende Situation: „... war dieses Haus eine Ruine. Der Schmutz lag knietief, Fenster und Türen waren eingeschlagen, der Putz war von den Decken gefallen und die Umfassungsmauer wies mehr Löcher als Ziegelsteine auf.“

Auch die folgenden Jahre waren noch sehr schwierig. Alles mußte in mühsamer Kleinarbeit organisiert werden. So wurden 1950 noch folgende Mängel festgestellt: In der Küche kein warmes Wasser, weil keine 60 Meter verzinktes Rohr besorgt werden können; ein Saal mußte wegen fehlender Türen geräumt werden, es zog. In den folgenden Jahren wurde der Umbau zu einem funktionstüchtigen Krankenhaus kontinuierlich fortgesetzt. Es trug den Namen „Städtisches Krankenhaus Mitte“. In den letzten Jahren wurden 2100 bis 2600 Patienten pro Jahr aufgenommen.

Die Vereinigung Deutschlands brachte auch für das alte Gewerkschaftshaus wieder eine Veränderung. Im Rahmen der Krankenhausreform für Berlin wurde beschlossen, das Krankenhaus Mitte zu liquidieren. Nach der Schließung des in Sichtweite gelegenen Krankenhauses Bethanien (Kreuzberg) im Jahre 1970 verlor die Luisenstadt ab September 1991 damit auch das zweite Krankenhaus, obwohl es besonders für ältere Bürger im Kiez Anlaufpunkt war.

Seit 2. März 1992 wirkt hier das Landesinstitut für Tropenmedizin. Dieses Institut ist gleichzeitig Berlins größte Aids-Beratungsstelle.

## **Die erste Teilung der Luisenstadt**

### **Frank Eberhardt**

Als die verfassunggebende Preußische Landesversammlung am 27. April 1920 das „Gesetz über die Bildung einer neuen Stadtgemeinde Berlin“ verabschiedete, war das Urteil über die rund 250jährige Luisenstadt gesprochen. Dieser historisch gewachsene Stadtteil wurde, wie auch die Friedrichstadt, aufgeteilt zwischen den neuen Verwaltungsbezirken Mitte und Hallesches Tor (heute Kreuzberg).

Der Bildung der neuen Stadtgemeinde war aber ein langes, zähes Ringen vorausgegangen, denn bereits seit 1875 gab es Vorschläge, eine Provinz Berlin aus den

Stadtkreisen Berlin und Charlottenburg, der Stadt Köpenick sowie angrenzenden Gemeinden von Teltow und Niederbarnim zu bilden.

Dieser Vorstoß wurde von den betroffenen Kreisen nicht gern gesehen, denn sie wollten sich nicht durch die Abtretung der steuerkräftigsten Gemeinden schwächen lassen. So feierten die Teltower Kreisstände 1878 das Nichtzustandekommen der Provinz Berlin nach einer Kreistagssitzung bei einem Festmahl. Dabei wurde ein Spottgedicht zitiert, das mit den Worten begann: „Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? Es ist Herr Hobrecht (damaliger Oberbürgermeister Berlins, d. V.) mit seinem Kind“, und endete: „Die Provinz Berlin war mausetot.“



*Wie sie ihm um den Bart gehen*

Doch die überregional zu lösenden Aufgaben der schnell wachsenden Stadt forderten immer dringender einheitliche Regelungen. Verkehrsbelange, Gas- und Wasserversorgung sowie die Abwässerbeseitigung waren die wichtigsten Probleme.

1890 unternahm der preußische Innenminister Herrfurth einen neuen Versuch. In diesem Jahr war die Stadtgemeinde Groß-Wien geschaffen worden und damit ein Beispiel auch für Berlin gegeben. Die meisten Gemeinden und Kreise wollten auch mitziehen, aber der neue Berliner Oberbürgermeister Zelle sowie der Vorsteher der Stadtverordnetenversammlung Langerhans lehnten eine solche Eingemeindung ab. Sie erwarteten Nachteile finanzieller Art. Insbesondere die Hausbesitzer, die in der Stadtverordnetenversammlung in der Mehrheit waren, befürchteten, wegen der billi-

baut. Das Grün des Parks an der ehemaligen Luisenstadt-Kirche wurde tief in den Wohnkomplex hineingeführt, der dadurch – wie auch die Otto-Suhr-Siedlung – den Charakter einer Gartenstadt aufweist und weitgehend verkehrsfrei ist. Im zweiten Bauabschnitt 1967–69 wurden zwischen Heinrich-Heine- und Michaelkirchstraße zehngeschossige Wohnblöcke errichtet, die in ihrer einförmigen, tristen Gestaltung in dem weit geöffneten Straßenraum keinen urbanen Charakter zeigen. Die großen Wohnhöfe dagegen – mit vielen Kindereinrichtungen versehen, vermitteln einen intimen Eindruck, obwohl insbesondere Ruhe- und Kontaktzonen für ältere Bürger fehlen.

Die Bebauung der ehemaligen Luisenstadt zwischen 1950 und 1970 muß als Beispiel einer verfehlten Stadtplanung angesehen werden, die – ein verhängnisvoller Fehler – nur auf einen zunehmenden Autoverkehr, nicht jedoch auf ein urbanes Wohnumfeld mit Geschäften, Gaststätten und wohnungsnahen Arbeitsplätzen ausgerichtet war. Heutige Versuche, diesen Fehler zu berichtigen, stoßen auf fast unüberwindliche Hindernisse, da eine straßennahe Blockbebauung wieder zu „Hinterhöfen“ führen würde, die von den Bewohnern abgelehnt werden.

## Die MAUER

Helgard Behrendt

Als der Bau der MAUER am 13. August 1961 begann, gab es die Luisenstadt bereits seit 41 Jahren nicht mehr. Mit der MAUER wurde die 1920 erfolgte verwaltungsmäßige Teilung in Kreuzberg und Mitte im wahrsten Sinne des Wortes „zementiert“. Jetzt, nach ihrem Fall, ist es dennoch wichtig, ihre zeitweilige Existenz nicht zu vergessen, bildete sie doch ein wichtiges Stück der Geschichte, das heute noch nicht vergessen ist und auch nicht vergessen werden darf.

Die Einteilung Berlins in vier Sektoren war eine Sache der Siegermächte nach dem Zweiten Weltkrieg. Kreuzberg zählte zum amerikanischen Sektor, Mitte zum sowjetischen. Die Linie der MAUER war damit vorgegeben. Geschichtliche Details werden in diesem Gebiet der City aber erst deutlich, wenn Stadtplanung und -gestaltung der alten Luisenstadt in Erinnerung gerufen werden. Im Zickzack verlief die MAUER hier (von West nach Ost gesehen) über Straßenecken und -kanten, deren Namen auf die Stadterweiterung des alten Köpenicker Feldes, vor allem aber auf den Plan des großen Gartenarchitekten Peter Joseph Lenné von 1840 zurückgehen: Kommandanten- und Alte Jakobstraße, Stallschreiber- und Sebastianstraße, Luckauer und Waldemarstraße. Schließlich folgte die MAUER jenem charakteristischen Bogen, den der

tion. Einfach mal den Großstadtstreß hinter sich lassen und die Seele baumeln lassen, ein Stück anderer Kultur kennenlernen oder – für die Frauen und Mädchen aus der Türkei – ein Stück Zuhause wiederfinden.

Mitten in Kreuzberg, unweit der turbulenten Oranienstraße, hat sich damit ein Projekt entwickelt, das interessiert beobachtet wird, denn in seiner Größe und Form findet sich kein zweites. Wenn auch manche Träume noch nicht verwirklicht werden konnten – für eine Kunstetage fehlt das Geld, nicht alle Ökoprojekte verliefen erfolgreich –, so ist doch das FSZ „Schokofabrik“ ein Beispiel für Initiativen, um unter den heutigen Bedingungen Frauen als die meist Schwächeren zu unterstützen, stärker zu werden.

## **Deutschland in einem europäischen Haus – Ausländer in einem deutschen Haus!**

**Frank Eberhardt**

In der offiziellen Politik wird bereits seit Jahren vom zukünftigen „Europäischen Bürger mit unterschiedlicher Staatsangehörigkeit und Religion“, von dem Bau eines „Europäischen Hauses“ gesprochen. Sieht man sich jedoch im Alltag um, muß man feststellen, daß die deutsche Gesellschaft sich immer noch sehr schwertut mit der Akzeptanz einer multikulturellen Gesellschaft auf deutschem Boden.

Wenn auf dem Boden der alten Luisenstadt ein Haus den Anspruch erheben kann, die Gleichwertigkeit der Kulturen zu repräsentieren, so ist es das „Nachbarschaftshaus für interkulturelle Begegnung ORA 34“. Nirgends in Berlin steht dieses Haus besser als in dem multikulturellen Kreuzberg, nirgends in Kreuzberg steht es besser als hier, unweit des Kottbusser Tores.

Es ist ein Haus mit Geschichte, dieses Haus in der Oranienstraße Nr. 34. Im Jahre 1891 kam ein junger Mann nach Berlin, entschlossen, die Stadt für sich zu erobern. Er erhielt Unterkunft bei seiner Tante, einer Frau Gisela Leiser. Der junge Mann, Julius Klausner war sein Name, überredete den Onkel, einen gemeinsamen Schuhhandel aufzuziehen. 13 000 Mark brachte der Onkel ein, der junge Mann nur seine Branchenkenntnisse und den Elan. Sie mieteten 1891 in der Oranienstraße 34 einen kleinen Laden mit einem Schaufenster, der erste Schritt zur heute weitbekannten Schuhfirma Leiser war getan. Der zweite Schritt folgte bald: 1899 heiratete der junge Mann die Cousine und erhielt den Geschäftsanteil des Schwiegervaters als Mitgift. Das in den folgenden Jahrzehnten ständig vergrößerte Unternehmen behielt das bereits 1883 errichtete Stammhaus in der Oranienstraße 34 als Schuh- und Lederfabrik

sowie Lager bis in die siebziger Jahre. Damals stand es auf der Liste der Abrißhäuser, da quer über das Gelände eine Autobahn geplant war. Diese Planung entfiel, aber durch den jahrelangen Leerstand war das Gebäude inzwischen stark heruntergekommen. 1982 kam die Rettung: der Landeskonservator erklärte es als „Dokument der sogenannten Kreuzberger Mischung“ für schützenswert.

Für eine gewerbliche Nutzung war jedoch das Hinterhaus auf Grund der schlechten Erschließung nur bedingt zu gebrauchen. So begannen Sozialplaner mit ersten Überlegungen zu einem in dieser Gegend dringend erforderlichen „Türkisch-Deutschen Kulturzentrum“. Die Ideen dazu drängten sich auf: hoher Ausländeranteil, insbesondere Türken, unterdurchschnittliche Familieneinkommen, überbelegte Wohnungen und wenig kommerzfreie Einrichtungen für Kommunikation kennzeichnen diesen Teil der Stadt. Die Überlegungen führten schließlich zu dem Konzept, hier ein multikulturelles Begegnungszentrum zu errichten. Sechs Einzelprojekte konnten in den ehemaligen Gewerberäumen im Hof untergebracht werden, die thematisch und finanziell unabhängig voneinander tätig sind.



„ORA 34“

Fast ebenerdig befindet sich der „Familiengarten“. Der Name unterstreicht das Anliegen: im Gegensatz zu den häufigen türkischen Männer-Cafés und den Szenekneipen steht das „Aile-Bahcesi“ der ganzen Familie und allen Generationen offen. Hier wird das Gemeinschaftsleben gepflegt, nicht der Kommerz.

Im ersten Stockwerk finden sich Laien zusammen, um türkisches Theater zu machen. „Diyalog e.V.“ heißt das türkische Kulturensemble, das seit 1983 existiert und beweisen will, daß türkische Kultur nicht nur Folkloremusik und Bauchtanz sind. Neben dem Theater gibt es auch eine Völkertanzgruppe, die außer türkischen auch griechische oder südamerikanische Tänze einstudiert.

Ein Zeichen zunehmender Integration sind Ehen zwischen Deutschen und Ausländern oder zwischen Ausländern. Dabei ergeben sich aber oftmals Probleme, wie Menschen mit unterschiedlichem kulturellem Hintergrund ihr Leben miteinander gestalten können. So gibt es bei Aufenthalts- und arbeitsrechtlichen Fragen Schwierigkeiten mit Behörden, auch mit den Standesämtern, es kommt zu Beziehungs- und Ehekrisen oder zu Differenzen bei der Kindererziehung. Oftmals erschweren aber Berührungängste oder Sprachschwierigkeiten den Weg zur Behörde.

Für solche und weitere Fragen sorgt sich in der „ORA 34“ der Verband binationaler Familien und Partnerschaften, ursprünglich eine Interessengemeinschaft der mit Ausländern verheirateten Frauen (IAF).

Eine Jugendkulturetage „Mosaik e.V.“, ein Türkischer Elternverein sowie die Berliner Gesellschaft türkischer Mediziner runden die Vielfalt der hier tätigen Vereine ab.

Kehren wir zum Ausgangspunkt zurück. War der junge Mann Julius Klausner nicht auch ein Immigrant? Er hatte sich vorher in Wien zwar Branchenkenntnisse erworben, kam aber in Berlin als Habenichtsa an – ein junger Mann, der in Berlin seine Zukunft sah. Inzwischen ist das Schuhhaus Leiser in Berlin ein Begriff geworden – jeder kennt es. Wollen wir solche Wege anderen verwehren?



Kein Abriss unter dieser Nummer – Wandbild in der Admiralstraße



# Fußtouren

---

## Spuren der Luisenstadt

Stefan Löffler

Diese Tour durchquert jenen Teil der Luisenstadt, der infolge des Zweiten Weltkrieges seinen Charakter völlig verändert hat. Wo heute ruhige begrünte Wohnviertel liegen, fanden sich vor 300 Jahren Gehöfte und Gärten, stand vor 100 Jahren ein typischer Berliner Kiez mit prächtigen Fassaden und tristen Hinterhäusern, Gewerbehöfen, Kaufhäusern, Theatern, Kneipen und anderen Vergnügungsstätten.

Der Spaziergang von ca. 2 Stunden führt zu jenen Spuren, die Krieg und Neubau überdauert haben und uns heute noch einiges aus der Geschichte der alten Luisenstadt verraten.

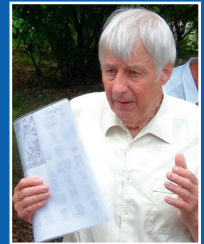


” Die Luisenstadt kenne ich seit Anfang der achtziger Jahre: eine Wohnung in der Sebastianstraße mit Blick auf den Mauerstreifen, Recherchen im Rockarchiv am Bethaniendamm, Kneipen im Schummerlicht. Heute lebe ich etwas weiter nördlich am Schulze-Delitzsch-Platz: Einkaufen in der Annenstraße, den Frühling begrüßen am Engelbecken, Spaziergänge zwischen Altbauten, Plattenbauten und Neubauten, mit den die Kriegs- und Teilungslücken gefüllt wurden. Mit den Jahren wuchs das Bedürfnis, mehr über diese zentrale und doch ein wenig vergessenen wirkende Ecke Berlins zu erfahren. Das vorliegende Buch erfüllt diesen Wunsch ganz exzellent: Seit ich es gelesen habe, laufe ich mit einem anderen Blick durch die Straßen der Luisenstadt, die reich ist an Geschichte - und an Geschichten.“



Lorenz Maroldt  
ist Chefredakteur des TAGESSPIEGEL Berlin

” So wurde es Zeit, dass aus der Köpenicker Vorstadt und dem Köpenicker Feld neben Berlin, Cölln, Werder, Dorotheenstadt und Friedrichstadt der sechste Stadtteil der Residenz wurde. Auf Bitten der Bürger verlieh König Friedrich Wilhelm III. der neuen Stadt den Namen seiner Gemahlin, der hochverehrten Königin Luise.“



Aus „DER LUISENSTÄDTISCHE KANAL“,  
BerlinStory Verlag, 2011

Dr. Klaus Duntze (1935-2016) schrieb die Ergebnisse auch seiner Mitwirkung bei der Wiederherstellung des „Gedächtnisses der Luisenstadt“ in diesem prächtigen Standardwerk nieder. Klaus Duntze war Mitbegründer des Bürgervereins Luisenstadt. Dieser Reprint ist Klaus Duntze gewidmet.

## Die Luisenstadt

Heute kennt man den Luisenstädtischen Kanal und das Engelbecken als Park mit See nach historischem Vorbild.

Dieses Buch berichtet über das Alltagsleben damals, über Technik-, Bau-, Bevölkerungs-, Kirchen-, und Sozialgeschichte.

1802 durften die 13.000 Ackerbürger der Köllnischen Vorstand ihr Landstück außerhalb der Stadttore als Luisenstadt bezeichnen. 1900 waren es schon 300.000.

Entlang der Köpenicker Straße entwickelte sich ein Industriestandort, entlang der Dresdener Straße ein Wohnviertel.

Die Luisenstadt wurde 1920 auf die Stadtbezirke Mitte und Kreuzberg aufgeteilt; die zweite scheinbar endgültige Teilung kam mit dem Bau der Mauer 1961.

Dieses Buch berichtet in übersichtlichen Kapiteln über die einzigartige Entwicklung.

Der Bürgerverein Luisenstadt, Anwohner beider ehemaligen Seiten der Berliner Mauer, beleben das Engagement in diesem Stadtteil.

978-3-95723-125-3



EURO  
19,95